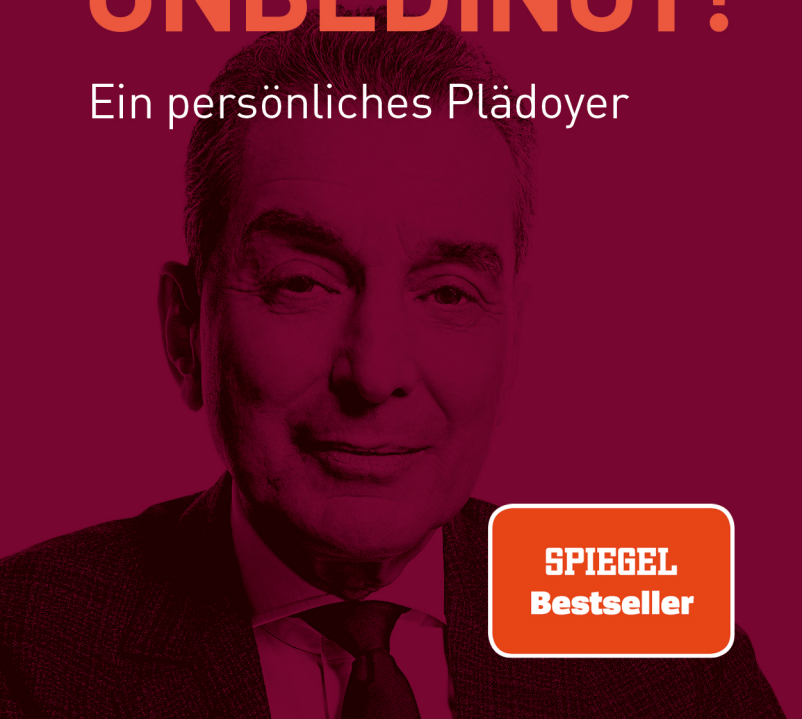


DUDEN

Michel Friedman

STREITEN? **UNBEDINGT!**

Ein persönliches Plädoyer

A portrait of Michel Friedman, a middle-aged man with dark hair, wearing a dark suit, white shirt, and dark tie. He is looking directly at the camera with a slight smile. The background is a solid dark color.

**SPIEGEL
Bestseller**

Die Öffentlichkeit nimmt Michel Friedman als streitbaren Menschen wahr. Brilliant und elegant führt er durch seine Gespräche mit Prominenten aus Politik, Wissenschaft, Kultur, egal ob im Fernsehen oder auf der Theaterbühne. Er will wissen, was diese Menschen bewegt und antreibt, und er will mit ihnen streiten. Produktiv. Aber was bedeutet Streit für ihn und warum ist er ihm so wichtig? Hier gibt er Auskunft dazu und verknüpft dabei Familiengeschichte und Philosophie.

**STREITEN?
UNBEDINGT!**

Duden

Michel Friedman

STREITEN? UNBEDINGT!

Ein persönliches Plädoyer

Dudenverlag
Berlin

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Namen und Kennzeichen, die als Marken bekannt sind und entsprechenden Schutz genießen, sind durch das Zeichen® geschützt.

Aus dem Fehlen des Zeichens darf in Einzelfällen nicht geschlossen werden, dass ein Name frei ist.

Das Wort **Duden** ist für den Verlag Bibliographisches Institut GmbH als Marke geschützt.

Kein Teil dieses Werkes darf ohne schriftliche Einwilligung des Verlages in irgendeiner Form (Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren), auch nicht für Zwecke der Unterrichtsgestaltung, reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, nicht gestattet.

© Duden 2021

D C B A

Bibliographisches Institut GmbH,
Mecklenburgische Straße 53, 14197 Berlin

Redaktion Dr. Kathrin Kunkel-Razum, unter Mitarbeit von
Julia Renkwitz

Herstellung Ursula Fürst

Layout und Satz Dirk Brauns, estra.de, Berlin

Umschlaggestaltung sauerhöfer design, Neustadt

Umschlagabbildung © Olaf Deneberger & Natalie Färber/Delusions
of Grandeur

Druck und Bindung CPI books GmbH,
Birkenstraße 10, 25917 Leck
Printed in Germany

ISBN 978-3-411-05989-8

Auch als E-Book erhältlich unter: ISBN 978-3-411-91364-0
www.duden.de



PEFC zertifiziert

Dieses Produkt stammt aus nachhaltig
bewirtschafteten Wäldern und kontrollierten
Quellen.

www.pefc.de

I.

Ein Zweifeln. Eine Irritation. Ein Zögern. Eine Unsicherheit. Eine Frage. Ein Nein. Ein Warum. Und schon ist er da: der Dialog, die Diskussion, die Auseinandersetzung, der Konflikt, der Streit. – Um einen Gedanken, einen Standpunkt, eine Meinung, eine Haltung, eine These, ein Bedürfnis. Das Warum nötigt, zwingt zum Weil. Es schreit danach. Nach dem Argument. Und schon geht es wieder los, mit dem Zweifel, der Unsicherheit, der Dekonstruktion des Arguments und der Herausforderung, ein eigenes Weil zu denken, zu entwickeln, zu

formulieren. Der Streit ist wunderbar, herausfordernd, schmerzhaft, anstrengend, hoffnungsvoll, kränkend, sinnlich, leidenschaftlich, still und leise, laut und brüllend, kognitiv und emotional – und hört nie auf. Seit es den Menschen gibt. Der Mensch und der Streit sind existenzielle Zwillingerscheinungen. Wir suchen, wir ringen nach Antworten, finden dabei meist wieder neue Fragen. Solange wir streiten, verzweifeln wir nicht an diesem Prozess. Wer nicht mehr streitet, gibt auf. Die Evolution des Menschen ist gekoppelt an seine Fähigkeit zu zweifeln, zu widersprechen, zu streiten, um sich dynamisch weiterzuentwickeln. Dabei muss berücksichtigt werden, dass der Streit auch Zerstörungspotenzial in sich birgt. Unkontrollierte Aggressionen freisetzen kann. Destruktiv sein kann. Umso mehr ist auf das Wie zu achten. Nichtsdestotrotz ist der Streit ein unverzichtbares Instrument, weil er Weg und Voraussetzung für Veränderung ist. Ohne Streit ist der Entwicklungs- und Reifungsprozess des Menschen undenkbar. Beobachten kann man das am wachsenden Widerstand des Kindes, den Eltern »zu gehorchen«. Daran, dass das Imitieren, also das Nichthinterfragen, ob das Vorgegebene sinnvoll und richtig ist, reduziert wird. Man erkennt es auch an der Pubertät – der Entwicklung der eigenen Persönlichkeit im Streitmodus mit der Elterngeneration, um dadurch eine eigene Identität zu entwickeln. Aber Vorsicht: Infragestellen und Infragegestelltwerden bleiben eine lebenslange Herausforderung.

Der Psychologe Michael Cöllen formuliert das so: »Streit ist not-wendig [sic] und erfüllt wichtige

psychologische Funktionen. Streit dient der Selbstentfaltung, der Positionsbestimmung, der Veränderung und der Sinnfindung. Im Kern geht es um das Ringen menschlicher Potenzialentfaltung.«¹ Dieses Ringen ist ein lebenslanges Lernen. Lernen ist ein Suchen, ein Fragezeichen, das von den Lehrenden oft und gerne mit einem insistierenden Ausrufezeichen beantwortet wird. Dieses Ausrufezeichen infrage zu stellen, also streitig zu machen, und damit auch den Lehrenden infrage zu stellen, ist für die meisten schmerzhaft. Alle Emanzipationsprozesse der Menschheitsgeschichte sind Entkopplungsgeschichten von der herrschenden Macht und der herrschenden Meinung. Sie stellen diese infrage, stellen diese streitig und fordern sie damit heraus. Ohne Streit ist Fortschritt undenkbar und Stillstand oder Rückschritt unvermeidlich. Dieser nie endende Prozess, mit sich und anderen Konflikte zu erkennen, sie zu benennen und im streitigen Dialog zu verhandeln, ist ein emanzipatorischer Prozess. Eine Häutung, die die nächsttiefere Schicht zum Vorschein bringt. Die Frauenbewegungen, die für die Rechte und Gleichstellung der Frau kämpfen, die Bürgerrechtsbewegung in den USA, die friedliche Revolution in der DDR, die Schwulen- und LGBTQI*-Bewegung sind nur durch Konflikte, durch Streit, durch Auseinandersetzung möglich geworden. Emanzipatorische Prozesse, individuell wie kollektiv politisch, sind die Antwort auf Entfremdung und Selbstentfremdung. Sie sind der Ausdruck von verkrusteter Macht. Auch im wirtschaftlichen Bereich. Ohne die Arbeiterbewegungen, die für die Rechte der Arbeitnehmer mit

den Arbeitgebern gestritten haben und heute noch streiten müssen, wäre die soziale Marktwirtschaft undenkbar geworden. Wie notwendig dieser Streit, dieser Konflikt ist, umso mehr, wenn man ihn global betrachtet, ist überdeutlich. Diese Emanzipationsprozesse sind der Ausdruck von einer Sehnsucht nach mehr Freiheit und Selbstbestimmung. Sind der Versuch, der Fremdbestimmung etwas entgegenzustellen. Sich dagegen zu wehren, dass andere Macht über das eigene Leben ausüben. Je substanzieller sich dieser Prozess entwickelt, desto sichtbarer werden die Konflikt- und Streitschichten. Der Mensch, der mit anderen Menschen lebt, erfährt zwingend solche Auseinandersetzungen.

Bestenfalls entwickelt der Mensch seine Beziehung zum Anderen durch seine kritische Neugier und die Notwendigkeit, das Gemeinsame zu bestimmen. In Beziehung zu treten, ein soziales Gefüge aufzubauen, ist ein Wagnis zwischen Harmonie und Disharmonie. Auf den ersten Blick erscheint die Harmonie erstrebenswerter. Angenehmer. Beruhigender. Ein Trugschluss? Könnte es nicht genau umgekehrt sein? Harmonie als Ausnahme – warum nicht? Als Regel eher eine Gefahr? Die Welt ist kein Paradies, und so lange sie es nicht ist, gehört die Disharmonie im Verhältnis mit sich selbst und zu den anderen konstitutiv zum Sein. Es fragt sich allerdings, ob eine paradiesische Welt wirklich erstrebenswert und erreichbar ist. Ob sie nicht eine Fantasie, eine Konstruktion ist, die uns tröstet und einen tieferen Sinn anbietet. Schon die Frage, von welchem Paradies die Rede ist, wissend, dass es Millionen und Abermillionen Vorstellungen

vom Paradies und paradiesischen Leben gibt, deutet die radikale Schwierigkeit, oder Unmöglichkeit, des Erreichens dieser Glückseligkeit an (dies soll kein Plädoyer gegen das Träumen sein). Diese Unmöglichkeit besteht auch, weil aus einer ungestörten, nicht mehr streitig gestellten Zufriedenheit schnell eine unreflektierte Selbstzufriedenheit wird. Streit, Auseinandersetzung, Konflikte sind nicht die Ausnahme, sondern die Regel in zwischenmenschlichen Beziehungen. Der Soziologe Georg Simmel beschreibt diese Begegnungen mit dem Hinweis: »Wie der Kosmos ›Liebe und Hass‹ attraktive und repulsive Kräfte braucht, um eine Form zu haben, so braucht auch die Gesellschaft irgendein quantitatives Verhältnis von Harmonie und Disharmonie, Assoziation und Konkurrenz, Gunst und Missgunst, um zu einer bestimmten Gestaltung zu gelangen.«² Im Diskurs mit dem Gegenüber entwickelt der Mensch nicht nur als Kind in seinem Erwachsenwerden, sondern sein ganzes Leben lang die Fähigkeit, in der Welt, in der er ist, sowohl die Veränderungen, also die Dynamik des Seins, zu verhandeln als auch immer wieder eine Identitätsüberprüfung durchzuführen. Bestenfalls.

II.

Meine Mutter hatte Angst. Und Thomapyrin. Sie vermied Streit. Streit machte ihr Angst und vor nichts hatte sie mehr Angst als vor der Angst. Sie war 16 Jahre alt, als die Deutschen Polen im Zweiten Weltkrieg angriffen und besetzten. Kurz danach erlebte sie dort, wie Hitlers Judenhass durch die

er aber im Sinne von Jean-Jacques Rousseau geführt werden: »Beim Streit gibt es keine Schonung: Wer sich vom Gegner mit ganzer Kraft angegriffen fühlt, muß [sic] sich mit all seiner Kraft verteidigen und so gewinnt der Geist an Genauigkeit und Schärfe.«¹⁰ Und genau darum geht es: um Genauigkeit und Schärfe des Geistes. Um Erkenntnis. Um Fortschritt. Ob in der Psychoanalyse (Verdrängung) oder im politischen Raum (Unterdrückung, Diktatur) oder auf der soziologischen Ebene (undurchlässige Klassensysteme) – nur die Aufklärung, der Streit, das Gespräch, der Konflikt, der sichtbar wird, führen zu einer Verbesserung der Verhältnisse.

IV.

Mein Vater hörte nicht. Gut. Mit jedem Jahr schlechter. Ein deutscher Soldat hatte ihm mit dem Gewehrkolben sein linkes Ohr zertrümmert. Als ich ihn kennenlernte, ging es ihm noch besser. Er traf sich mit seinen Freunden, diskutierte. Laut und leise. Leidenschaftlich und schüchtern. Engagiert und irritiert. Fragend und antwortend. Lustvoll und manchmal müde und erschöpft. Er hörte zu. Er sprach. Ehrlicherweise kann ich mich nicht daran erinnern, was er lieber tat. Zuhören oder sprechen. Ich hörte ihm und seinen Mitstreitern zu, wusste aber eigentlich nicht wirklich, worüber sie redeten. Aber ich mochte die Melodie, den Chor der Einzelstimmen, die umeinander tanzten, ich mochte es, wie hier und da ein Solist hörbarer wurde, sich dann wieder in die Musik des Chors einreihete, um

auf einmal eine andere Solistenstimme zur Geltung kommen zu lassen. Damals wurde geraucht und getrunken, die gute Stimmung konnte allerdings auch blitzartig zusammenbrechen. Zu schrill, zu dissonant die eine, zu traurig oder verzweifelt die andere Stimme. Wie oft lag ich unter dem Esstisch, um diesen Sprechkonzerten zu lauschen. Dabei sein, mittendrin sein.

Ein paar Jahre später war es mit den Sinfonieorchestern vorbei. Mein Vater konnte den vielen Stimmen nicht mehr folgen. Sie verknoteten sich zu einem Mischmasch der Worte und Gedanken. Er zog sich zurück, sprach nur noch mit Einzelnen statt mit vielen. Das Hören fiel ihm schwerer. Als ich ihn fragte, wie es ihm dabei ging, antwortete er mir, dass das Zuhören der wichtigste Teil des Gespräches sei und es ihn mehr und mehr anstrengte. Dagegen sei das Reden sehr viel einfacher. Jahrzehnte später las ich einen Ausspruch von Bertolt Brecht: »Wovon wird einer klüger? Indem er zuhört / Und indem man ihm etwas sagt«¹¹, und ich musste an das Gespräch mit meinem Vater denken. Zuhören ist schwer. Der Prozess ist viel komplexer als die rein physische Fähigkeit des Hörens. Die Komplexität der Sprache, auch der körperlichen Sprache, die Komplexität der kognitiven und emotionalen Schichten des Zuhörens, die Unberechenbarkeit der unbewussten Memorisationen, die Auswahl des Gedächtnisses, was und wie wahrgenommen wird, die Vielschichtigkeit der kulturellen Prägung und Markierungen sind einige der Gründe, warum das Zuhören eine große Herausforderung ist.

Der Volksmund sagt: »Man hört nur, was man hören will.« Deswegen empfiehlt es sich, im Streit, in der Diskussion, im Dialog beim Gesprächspartner nachzufragen, ob man das Gesagte richtig verstanden hat. Jeder hat es schon mal erlebt: Das Gesagte wird vom Gesprächspartner falsch oder anders verstanden. Der Absenderhorizont ist nicht derselbe wie der Empfängerhorizont. Die Zuhörenden ordnen, schichten, unterteilen, dekonstruieren und rekonstruieren das Gehörte aus ihrer eigenen Perspektive. Je mehr Menschen an einer Debatte beteiligt sind, desto mehr Interpretationen reihen sich aneinander. Die jeweils notwendige Synchronisierung solcher vielfältigen Perspektiven ist eine der größten Herausforderungen der Kommunikation. Erst recht der streitigen. Durch das Nachfragen verhindert man Missverständnisse. Klärt in einem Streit die Grundlage, aus der heraus die Gegenargumentation entsteht. Verhindert Seitwärtsbewegungen aller Streitenden und festigt das Fundament des Diskurses.

Ich gebe zu, dass auch mir Diskussionen entglitten sind, wenn mein emotionaler Haushalt oder meine Konzentrationsfähigkeit und -bereitschaft meine Fähigkeit zuzuhören beeinträchtigt haben. Daraus sind teils seltsame, meist unbefriedigende Streitgespräche geworden. Eine solche Korrektur hätte allen gutgetan. Auch mir. Als mein Vater älter wurde, ich war mitten in der Pubertät, wurde ich zu seinem Hauptgesprächspartner. Wir diskutierten über den Alltag, über Politik, über alles und nichts. Seine Hörfähigkeit war zu diesem Zeitpunkt schon deutlich eingeschränkt. Ich musste kürzere

Sätze formulieren, deutlicher und lauter sprechen. Ich sah, wie glücklich er war, wenn er mit mir im Dialog stand. Und konnte nachvollziehen, wie still – im wahrsten Sinne des Wortes – es in ihm geworden sein musste und wie sehr er die Gespräche mit vielen Menschen vermisste. Gehört zu werden und zu hören, mit Menschen in Verbindung zu stehen, Kommunikation, ist Leben. Vieles, worüber wir sprachen, überforderte mich, weil er mit mir sprach wie mit einem Erwachsenen, mit seinen Freunden. Ich versuchte, mein mangelndes Wissen, mein mangelndes Verstehen zu kaschieren, indem ich ihm widersprach, laut und leidenschaftlich. Nach langen Monologen wurde ich von meinem Vater mit der Bemerkung »Wo ist dein Argument?« unterbrochen – was mich noch lauter und leidenschaftlicher erwidern ließ: »Du verstehst mich einfach nicht!« Etwas traurig merke ich, dass ich ihn in diesen Jahren zwar gehört, ihm aber nicht genug zugehört habe. Und deswegen meine Antworten, meine Bemerkungen, meine Reaktionen ungenügend waren.

Das Privileg der Jugend, alles besser zu wissen, übte ich nicht nur gegenüber meinen Eltern aus. Allerdings merkte ich schnell, dass diejenigen, mit denen ich wirklich ins Gespräch kommen wollte, diejenigen, die mir klüger, gebildeter, interessanter erschienen, als ich es selbst war, mir erst dann Interesse entgegenbrachten, als ich lernte, dass die Voraussetzungen des Dialogs – Empathie, Wissen, Verstehen – primär durch ein lebenslanges Zuhören entstehen. Erst recht, wenn man unterschiedlicher Meinung ist.

Zuhören kann man lernen. Muss man üben. Muss man lernen. Wenn schon nicht als Kind zu Hause, dann in der Schule. Dass in unseren Bildungscurricula das Fach »Dialogisches Gespräch und Streit« nicht vorhanden ist, ist ein großes Versäumnis. In einer sich als offen verstehenden Gesellschaft, in einer Demokratie, in der die streitige Diskussion der kategorische Imperativ ist, ist es nicht nachvollziehbar, dass die Bildungsinstitutionen diese Kernfähigkeit nicht besonders hervorheben.

V.

Fanatiker, Extremisten, Populisten hören nicht zu. Sie interessieren sich nicht für andere Meinungen. Nur für die eigene.

Dass die Hassenden mit ihrer Begrenztheit die anderen begrenzen, weil es ihnen Angst macht, sich vorzustellen, wie grenzenlos Menschen sein wollen und können, und ebendiese Menschen also so verkleinern, reduzieren und begrenzen wollen, wie sie sich selbst fühlen, ist in der analogen und digitalen Sprechwelt keine Ausnahme mehr. Sie wollen ihre Angst auf alle anderen verteilen, indem sie ihnen Angst machen, im privaten wie öffentlichen Streit bedrohen, verletzen, beleidigen, ihnen die Menschenwürde absprechen. Dass sich die Hassenden, die sich in ihren fensterlosen, dunklen Räumen und Gängen nicht vorstellen können, dass Menschen sich auf den Weg machen, um ihre Mauern zu überwinden, sich und andere zu entdecken, den Pluralismus

Beziehung zwischen Menschen. Jeder Streit, jede Diskussion ist eine Beziehung, die immer wieder neu entsteht. Nur mit Empathie entsteht ein zivilisierter Dialog, ein zivilisierter Streit. Anerkennung ist ohne diese Empathie unmöglich. Zu versuchen, sich in einen anderen Menschen hineinzusetzen, seinen Standpunkt zu verstehen, setzt kognitive und emotionale Bildung voraus. Alle diese Voraussetzungen müssen erfüllt werden, um Streitkompetenz erlernen zu können. Diese Streitkompetenz ist bereits in der realen Welt eine große Hürde. Die Transformation dieser Voraussetzungen in die digitale Welt erfordert weitere Kompetenzen. Die Distanz, die Bildschirme, das Ausbleiben der sinnlichen Beziehungen sind für die Fähigkeit, empathische Beziehungen zu entwickeln, eine Herausforderung. Auch hier gilt es, erst recht für die junge Generation, neue Lernmethoden zu entwickeln, um diese Hindernisse zu kompensieren. Denn es ist nicht nur die Corona-Pandemie, die »distanzierte« Kommunikation erfordert, in der wir feinmotorische Reaktionen, wenn überhaupt, viel zu spät erfassen und im wahrsten Sinne des Wortes, obwohl verbunden, meilenweit voneinander entfernt sind.

VIII.

Mascha Kaléko schreibt in ihrem Gedicht »Kleine Auseinandersetzung!«: »Du hast mir nur ein kleines Wort gesagt und die Worte kann man leider nicht radieren. Nun geht das kleine Wort mit mir spazieren. Und nagt.«¹⁸ Verletzt. Schmerzt. Kränkt.

Tötet. Ein Wort kann mehr Schlagkraft haben als ein Fausthieb. Der Vorläufer der Brandstiftung ist die geistige, verbale Brandstiftung. Worte sind mächtig. Der Mensch, der sie aneinanderreicht, ist für sie verantwortlich. Wer sie benutzt, wer mit Worten Gedanken und Gefühle ausdrückt, wer dank der Worte redet, diskutiert und streitet, muss sich dessen bewusst werden. Zivilisiertes Streiten bedeutet, sich darüber im Klaren zu sein. Doch Worte sind nicht nur mächtig, sondern auch Macht. Worte erzeugen Bilder. Worte öffnen Welten. Gezielt eingesetzte Worte und Wörter können das Gegenüber lenken. Wer zum Beispiel von »Krieg« spricht, wenn er eigentlich Diskussion, Auseinandersetzung meint, macht sich genau das zunutze. Man nennt das Framing.

IX.

Ich bin in Paris geboren. Streiten, diskutieren, debattieren gehörten seit meiner jüngsten Kindheit zur Alltagskultur in Frankreich. Sprachmelodien, die Wörter, die miteinander in Sätzen tanzten und anderen Sprachmelodien begegneten, waren eine sinnliche Erfahrung. Sprache entsprang einem bewussten Erleben und war gleichzeitig ein großes Erlebnis. Miteinander sprechen, gegeneinander argumentieren eine Selbstverständlichkeit. Als ich nach Deutschland kam, begegnete ich einem eher verstummten, klangarmen, lustlosen, verklemmten Sprachorchester. Die Streitkultur befand sich in einem embryonalen Zustand. Dieser wirkt bis heute. Auch im Vergleich mit dem angelsächsischen

Erneut vermeidet der Rabbiner den Streit mit sich, indem er die scheinbar raffinierte Bemerkung macht, dass er nicht nach dem Namen des Fisches gefragt habe. Spätestens jetzt hätte der Metzger sich dem »Spiel« des Rabbiners entziehen können, wenn er ihm deutlich gemacht hätte, dass Schweinefleisch kein Fisch ist. Dadurch, dass er das nicht tut, wird er zum Komplizen der Streitvermeidung. Beide sind jetzt verstrickt in Lüge, Betrug und Selbstbetrug statt in Streit und Aufklärung. Einerseits kann man argumentieren, dass dadurch unnötige Konflikte und Diskussionen vermieden wurden. Andererseits führt Streitvermeidung nicht dazu, dass die Konfliktfragen verschwinden. Dort, wo Aufklärung und Klarstellung nötig sind, führt Streitvermeidung zu gefährlichen Entwicklungen. Erst recht im politischen Raum.

XIV.

Streiten. Aber wie? Das Beispiel des Rabbiners beim Metzger zeigt die Vielschichtigkeit, das Umgehen-Wollen, das Sich-Heranzwagen, die unterschiedlichen Melodien, die Dissonanzen, die Hilflosigkeit, die Bemühungen, die Chancen und das Scheitern von Dialog und Streit. Die Herausforderung, Subtexte zu dechiffrieren, Codes zu erkennen, die emotionale Sensibilität aufzubringen, um Dialoge konstruktiv umzuwandeln. Streit kann nicht ohne Streitkultur stattfinden. Im Individuellen und im Kollektiven. Die Kultur des Streitens ist abhängig von Gesellschaften und ihren Selbstverständnissen. Die eine Streitkultur

gibt es nicht. Streitkulturen entwickeln sich in den Jahrhunderten und Jahrtausenden, abhängig vom kulturellen Kontext der Gesellschaft, aus denen heraus sie wachsen. Wer darf überhaupt an einem Streit teilnehmen und wer bestimmt das? Die Kultur des Streitens spiegelt die gesellschaftspolitischen Realitäten wider. Auch die Fragen »Über was kann und darf gestritten werden?«, »Welche Themen sind tabuisiert?« und »Wer hat den Zugang dazu?«, werden unterschiedlich beantwortet. Dass diejenigen, die von den Tabus profitieren, nämlich die Eliten der jeweiligen Gesellschaften, einen Diskurs über die Tabus unterbinden wollen, damit diese nicht hinterfragt werden können, ist ein Ausdruck von Machtverhältnissen. Worüber darf wer wie streiten? Je autoritärer die Strukturen, desto weniger Menschen erhalten den Zugang zum Diskursraum. Je offener die Gesellschaften sind, desto offener sind auch die geschaffenen Diskursräume. Aber ob und in welcher Form diese tatsächlich genutzt werden, hängt von der Bereitschaft und der Fähigkeit zum Streiten ab. Streitkultur setzt die Anerkennung unterschiedlicher Perspektiven und Sichtweisen voraus. Dominanzstreben widerspricht der Streitkultur. Dass daraus nicht Beliebigkeit in den Diskursräumen entsteht – also alles gleichzeitig richtig oder falsch sein kann, Wahrheit oder Lüge – ist die große Zumutung für alle Beteiligten. Dank der digitalen Revolution ist es so vielen Menschen wie noch nie möglich, an Debatten, an Diskursen teilzunehmen. Dass Diktaturen das nach wie vor verhindern wollen und diese Zugangswege blockieren, ist ein hilfloser

Versuch, die Möglichkeit der Menschen, aus unterschiedlichen Perspektiven miteinander zu streiten und zu kommunizieren, zu unterbinden. Dass die Diskursräume im Netz teilweise chaotisch, manipulativ, regellos sind, ist eine nicht zu unterschätzende Gefahr. Die Aggression, die Gewalt, die sich im digitalen Streitraum ausbreitet, ist eine große Bedrohung der modernen Streitkultur. Shitstorms sind pure Gewalt. Emotionale Ausbrüche. Der organisierte Affekt ist primär, das Argument sekundär. Anonyme, in Massen auftretende Angriffe schüchtern ein, machen Angst und lassen Streit implodieren. In der digitalen Welt können Lügen (sowohl von Individuen als auch von Institutionen und Staaten) so leicht verbreitet werden wie sonst nirgends. Aufgrund dieser Falschinformationen entstehen »Scheinwelten«, die von Hunderttausenden, Millionen Menschen geteilt werden. Eine hunderttausendfach reproduzierte Falschinformation bleibt eine Falschinformation, so wie eine Lüge eine Lüge bleibt. Darauf aufbauende Theorien, Thesen, Bewertungen und Meinungen, jegliche Art von Conclusio – und seien sie noch so logisch und stringent – sind nicht streitsatisfaktionsfähig, da sie auf falschen Tatsachen basieren. Trotzdem erscheinen mir die Chancen, die das Netz bietet, größer als die Gefahren und Risiken. Sowohl individuell als auch gesellschaftspolitisch eröffnet das digitale Netz nie dagewesene Begegnungsmöglichkeiten. Die Mitdiskutanten, erst recht im digitalen Zeitalter, sind Gleichberechtigte unter Gleichberechtigten. Anerkennung ist grenzenlos.

Global. Umso mehr ist es notwendig, Regeln darüber, wie gestritten wird, zu vereinbaren. Je mehr unterschiedliche Kulturen über ein Regelwerk verhandeln, desto komplexer ist der Streit. Was für den einen Selbstverständlichkeit ist, ist für den anderen eine Zumutung. Was für den einen eine Chance ist, ist für den anderen eine Gefahr. In einer freien Gesellschaft ist das Ob des Streits nicht nur nicht streitig, sondern *Conditio sine qua non* des Freiheitsverständnisses. Die Herausforderung ist das Wie. Die Streitkultur. So wie Freiheit nicht grenzen- und regellos ist, sondern sich im Verhältnis zu anderen Grund- und Menschenrechten bewegt, kann auch Streit nicht grenzen- und regellos sein. Dass die Regeln in einem streitigen Prozess entwickelt und in Übereinstimmung gebracht werden müssen, ist eine permanente Aufgabe der Streitkultur. Unverzichtbar erscheinen mir aber folgende Bedingungen:

- Die Menschenwürde, die Menschenrechte sind unstrittig.
- Die Menschen, die am Streit Teilnehmenden müssen als solche anerkannt und respektiert werden.
- Der respektvolle Umgang der handelnden Personen miteinander ist unabdingbar. Das lässt emotionale Anteile im Streitgespräch zu, schließt aber persönliche Angriffe aus.
- Tatsache, Realität und Faktizität müssen als solche anerkannt werden.
- Das Argument muss als Instrument des Diskurses dienen.

- Verhandelte Regeln der Rede- und Gegenrede, der Argumentation und Gegenargumentation müssen zu jeder Zeit gelten.
- Der Zweifel ist unverzichtbarer Teil und Antrieb eines jeden Streits.

XV.

Nie schweigen.

Dank an Paulina Kraft.

ENDNOTEN

-
- ¹ Michael Cöllen, Ulla Holm und Udo Röser (2011): Gedanken zur Entwicklung einer Streitkultur. *Internationale Zeitschrift für Philosophie und Psychosomatik*. 2, 5.
- ² Georg Simmel (1908): *Soziologie: Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Berlin: Duncker & Humblot, 187.
- ³ Hans-Martin Lohmann (2005): Die Konflikttheorie der Psychoanalyse. In: Thorsten Bonacker (Hrsg.): *Sozialwissenschaftliche Konflikttheorien: Eine Einführung*. 3. Aufl. Friedens- und Konfliktforschung, Bd. 5. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 448.
- ⁴ Simmel 1908: 189.
- ⁵ Simmel 1908: 190.
- ⁶ Ralf Dahrendorf (29. März 1963): Der Intellektuelle und die Gesellschaft: Über die soziale Funktion des Narren im zwanzigsten Jahrhundert. *Die Zeit*.
- ⁷ In Anlehnung an Georg Simmels Begriff der »Vergesellschaftung«.

- ⁸ Uwe Baumann, Arnold Becker und Astrid Steiner-Weber (2008): Vorwort. In: Uwe Baumann, Arnold Becker und Astrid Steiner-Weber (Hrsg.): *Streitkultur: Okzidentale Traditionen des Streitens in Literatur, Geschichte und Kunst*. Bd. 2. Super alta perennis. Göttingen: V&R Unipress, Bonn Univ. Press, II.
- ⁹ Marie von Ebner-Eschenbach (1988): *Aphorismen*. Stuttgart: Reclam, 8.
- ¹⁰ Jean-Jacques Rousseau zitiert in: Roland Leonhardt (2011) (Hrsg.): *Lebensweisheiten berühmter Dichter und Denker: Über 2000 Zitate von Aristoteles bis Zuckmayer*. Hannover: Humboldt, 111.
- ¹¹ Bertolt Brecht: *Lied über die guten Leute*. In Werner Hecht (1993) (Hrsg.): *Werke*. Bd. 14: Gedichte 4. Gedichte und Gedichtfragmente 1928–1939. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 446.
- ¹² Timothy Garton Ash (2016): *Redefreiheit: Prinzipien für eine vernetzte Welt*. München: Carl Hanser Verlag, 123.
- ¹³ George Tabori, zitiert nach: Berthold Seliger (2017): *Klassikkampf. Ernste Musik, Bildung und Kultur für alle*. Berlin: Matthes & Seitz. (E-Book)
- ¹⁴ Jean Cocteau, zitiert nach: Rainer Nahrendorf (2016): *Wie viel Lüge verträgt die Politik? Und wie viel Wahrheit der Wähler?* (E-Book)
- ¹⁵ Bertolt Brecht: *Leben des Galilei*. In: Dieter Wöhrle (1998) (Hrsg.): *Suhrkamp Basis Bibliothek 1*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 83.
- ¹⁶ Johann Wolfgang von Goethe: *Berliner Ausgabe: Kunsttheoretische Schriften und Übersetzungen*. Hrsg.: Siegfried Seidel (1972). Bd. 18. Berlin: Aufbau-Verlag, 1972, 516.
- ¹⁷ Markus Gabriel, interviewt von Liane von Billerbeck (04.08.2020): Philosoph Markus Gabriel über Moral heute: ›Das Böse nimmt spürbar zu‹. *Interview – Deutschlandfunk Kultur*. Audio-Podcast. URL: https://srv.deutschlandradio.de/dlf-audiothek-audio-teilen.3265.de.html?mdm:audio_id=852280 (letzter Zugriff: 23.03.2021).
- ¹⁸ Mascha Kaléko (1978): *Das lyrische Stenogrammheft*. Reinbek: Rowohlt, 93.
- ¹⁹ Ralf Dahrendorf (11.01.1989): Dahrendorf über Dahrendorf. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*.
- ²⁰ Maurice Couve de Murville, zitiert nach: Markus M. Ronner (1974): *Die Treffende Pointe: humoristisch-satirische Geistesblitze des 20. Jahrhunderts nach Stichwörtern alphabetisch geordnet*. Thun: Ott, 160.



© Olaf Deneberger & Natalie Färber /
Delusions of Grandeur

Michel Friedman ist Rechtsanwalt, Philosoph, Publizist und Moderator. Er wurde 1956 in Paris in eine polnisch-jüdische Familie hineingeboren, 1965 zog die Familie nach Frankfurt um. Er studierte Jura und promovierte, später folgten ein Studium der Philosophie und eine zweite Promotion. Michel Friedman engagiert sich vielfältig politisch, u.a. im Zentralrat der Juden und gegen Rechtsradikalismus sowie für die Integration Geflüchteter. Er ist Direktor des Center for Applied European Studies (CAES) an der Frankfurt University of Applied Sciences. Die Öffentlichkeit kennt ihn aber vor allem als einen »public intellectual«, der sich bei den wichtigen streitigen Debatten in Deutschland einbringt.

DUDEN

»Der Streit ist wunderbar, herausfordernd, schmerzhaft, anstrengend, hoffnungsvoll, kränkend, sinnlich, leidenschaftlich, still und leise, laut und brüllend, kognitiv und emotional – und hört nie auf.«

Müssen wir streiten? Und was passiert, wenn wir nicht streiten?

Michel Friedmans neuestes Buch ist ein starkes Plädoyer für das Streiten mit den anderen über die Dinge, die uns wichtig sind. Denn nur Streiten bringt uns weiter.

ISBN 978-3-411-05989-8

8 € (D) · 8,30 € (A)



9 783411 059898

www.duden.de